Gottlieb Planck.

Von

F. Frensdorff.

Gottlieb Planck trat in das öffentliche Leben ein, als das Jahr der Freiheit seine ersten großen Schläge tat. Es begann in Hannover wie in anderen deutschen Ländern mit der Preßfreiheit. Als am 17. März 1848 aus dem Palais an der Leinstraße die Nachricht kam: „Die Zensur ist aufgehoben", mochte es unter den Hörern manchen befremden, wie zögernd die Botschaft begrüßt wurde. Hannover war dazumal ein stiller Ort. Wenn auch eine in Handel und Gewerben froh gedeihende Stadt, waren ihm doch politische und literarische Gegensätze und Parteien fremd. Seit dem März kam das deutsche Publikum in Bewegung und forderte von den Regierungen Reformen in Justiz und Verwaltung, um von dem Polizeistaat zum Rechtsstaat zu gelangen, und an die Stelle des ohnmächtigen deutschen Bundes eine kraftvolle Gesamtorganisation Deutschlands zu setzen. So sorgenvoll das Alter solche Begehren aufnahm, so hoffungsvoll und begeistert blickte die jüngere Welt zu diesen Zielen auf. Begabte und herzhafte Männer aus diesen Kreisen traten auch in Hannover zusammen, vor allem darauf bedacht, ein Organ zu schaffen das von der neu errungenen Preßfreiheit Gebrauch machen und der Gesinnung des Landes Ausdruck geben sollte. Sie fanden einen ausgezeichneten Leiter an Karl Gödeke, der 1814 in Celle als Sohn eines Handwerksmeisters geboren, 1833—38 in Göttingen unter Jakob Grimm Philologie studiert und sich im Leben schon einen angesehenen Namen als Literarhistoriker erworben hatte. Politisch ein Schüler Dahlmanns, hatte er sich seine Sporen im Kampfe um das Staatsgrundgesetz verdient und die zurückhaltende und maßvolle Sinnesweise seiner Landsleute gründlich kennen gelernt. An ein bestehendes literarisches Organ anknüpfend, machte er die „Hannoversche Morgenzeitung" zu einer den liberalen und nationalen Forderungen dienenden Zeitung. Zur Zeit, als die Revolution ausbrach, mit einer großen literarhistorischen Arbeit beschäftigt, ließ er seine Sammlungen bis auf günstigere Gelegenheit einschnüren, um statt mit Handschriften und Büchern mit Menschen zu verkehren und sich den zeitigen Bedürfnissen des Vaterlandes zu widmen. Ein guter Hannoveraner, dem doch alles Partikularistische zuwider, freute er sich, einem um zehn Jahre jüngeren Landsmann auf gleichem Wege zu begegnen: Gottlieb Planck, 1824 in Göttingen geboren, an den diese Zeilen vor allem erinnern sollen. Aus dem höheren Beamtentum des Landes hervorgegangen, in dem sein Vater eine der angesehensten Stellungen einnahm, gedachte er, gleich seinem Vater, den richterlichen Beruf zu ergreifen, zu dem er sich durch seine Studien in Göttingen und Berlin während der Jahre 1842—1846 vorbereitet hatte. Ein glänzend im Januar 1848 bestandenes Schlußexamen brachte ihn in den königlichen Justizdienst, in dem er alle Stadien durchlief. Was er im Leben erreichte, verdankte er der Gründlichkeit seines Wesens, der vollen Ernsthaftigkeit, mit der er auch seine Studien betrieben hatte.

Neben der richterlichen Tätigkeit füllte die parlamentarische sein Leben aus. 28 Jahre alt, trat er als Abgeordneter für die Stadt Osnabrück in den hannoverschen Landtag ein und machte von da seinen Weg in die preußische Volksvertretung und den Deutschen Reichstag. Es waren sehr verschiedene Stimmungen, die ihn auf dieser Bahn begleiteten. Ihre Anfänge brachten ihn in Konflikt mit einer dünkelhaften Reaktion, die den „Schwärmer" in die Schule zu nehmen für ihre Aufgabe ansah und nicht wählerisch war in ihren polizeilichen Mitteln, den Mann des Rechts zu brechen. Sie mühte sich vergebens ab. Er hielt dem Staate die Treue; ließ sich nicht aus dem Staatsdienste verdrängen, noch dem Radikalismus in die Arme treiben. Sie brachte ihn nicht einmal zum Hasse gegen die, die ihn haßten. Die Festigkeit seines Wesens, die Sachlichkeit, mit der er alle Gegenstände behandelte, seine unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe verschafften ihm Beliebtheit in weiten Kreisen.

Die Zeit seiner späteren parlamentarischen Wirksamkeit galt ganz anderen Zielen als in Hannover. Aus seiner richterlichen Wirksamkeit hatte er erkannt, wie sehr die zivilistische Jurisprudenz an ihrem Mangel, an Einheit, zu leiden hatte. Seit die Stunde der deutschen Regeneration geschlagen hatte, war er vor allem bestrebt, sie der Erringung der Rechtseinheit dienstbar zu machen. Die Einzellandtage und der Juristentag schrieben sie auf ihr Programm, und Planck wurde ihr rechter Vorkämpfer. Seine alten hannoverschen Freunde boten die nächsten Stützen. In der Zeit nach 1848 begegnet man ihm regelmäßig verbündet mit dem jungen Rechtsanwalt Albrecht, nachmals Syndikus der Stadt Hannover. Später bildete er mit Rudolf von Bennigsen und Joh. Miquel die hannoversche Trias in der nationalliberalen Partei. Von ihrer Gründung an spielt er in ihr und mit ihm seine Landsleute eine hervorragende Rolle. Es war ihm vergönnt, das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich schaffen zu helfen. In allen seinen Vorbereitungsstadien hat er ihm angehört und seine ganze Kraft für sein Zustandekommen eingesetzt. Als die Ergebnisse der ersten Lesung des Entwurfs den berechtigten Erwartungen nicht entsprachen, besann er sich nicht in der Kommission, für die zweite Lesung seinen Platz einzunehmen und zu bessern, was verfehlt war. Er wurde zum Generalreferenten für das Ganze bestellt und zum Hauptredaktor des vierten Teils, des Familienrechts, das er ganz mit seinem Geist erfüllte. Er führte die Verteidigung des Entwurfs vor dem Reichstage mit glänzendem Erfolge durch (1. Juli 1894). Der Erfolg war um so größer, als sich deren Ziel nicht bloß die größten inneren, mit dem ganzen Entwicklungsgange des deutschen Privatrechts zusammenhängenden Schwierigkeiten in den Weg stellten, sondern in der Person des Hauptträgers des ganzen Plans, kaum daß er fest gefaßt war, ein wesentliches Hindernis eintrat. Eine schon dem Knaben anhaftende Augenschwäche hatte sich dahin entwickelt daß er seit 1873 für erblindet gelten mußte. Da seine Teilnahme an der Neugestaltung der deutschen Zivilprozeßordnung 1871 durch dies Hindernis keine Einbuße erlitten hatte, so ließ man seinen Einwand gegen seine Berufung in die Gesetzbuch-Kommission nicht gelten. In der Tat hat sich seine Teilnahme glänzend bewährt. Seine Arbeiten zeichneten sich durch die größte Genauigkeit aus. Er selbst hat immer wieder darauf gedrungen, den Anteil seiner Kollegen und Hilfsarbeiter an diesem Erfolge nicht zu verkennen und namentlich nicht zu vergessen, wie vielen Dank er seiner Frau schuldig sei. Johanne, die Tochter des Arztes Steinbömer in Aurich, mit der er seit dem Sommer 1865 verheiratet war, war die sicherste Stütze seines ganzen Lebens, das gilt auch für den Teil, der zu dessen Mittelpunkt werden sollte, das BGB. Er blieb auch das nach seiner Vollendung. Planck verlegte seinen Wohnsitz wieder nach seinem Ausgangspunkte, nach Göttingen, zurück, nicht um auf seinen Lorbeeren auszuruhen, sondern um Aufgaben auszuführen, die das neue Werk in der juristischen Welt einzubürgern bestimmt waren. Er machte es zum Gegenstand von Vorlesungen an der Universität, zu deren ordentlichem Honorarprofessor er ernannt worden war, und schrieb einen Kommentar in 6 Bänden zu dessen Erklärung, der mehrere Auflagen erlebte und ihn bis an seinen letzten Lebenstag beschäftigte. Der Ernst, der ihn sein ganzes Wirken hindurch auszeichnete, hat ihn auch hier nicht verlassen. Dies arbeitsreiche Leben krönte ein sanfter Tod am 20. Mai 1908.

Berlin, 1. Januar 1924.

Mit großer Freude folge ich der Aufforderung, am Jahrestag des 75jährigen Bestehens des „Hannoverschen Kuriers" ein kurzes Geleitwort zu schreiben. Die Geschichte der Zeitung gibt gleichzeitig ein Bild deutschen Aufstieges und Niederganges unserer Epoche und ist heute in Zeiten besonderer deutscher Not wie ein Symbol dafür, daß echtes und kerniges Deutschtum unvergänglich ist. Die heutige Generation ererbte das Reich Bismarcks, aufgebaut vor allem auf Preußens staatlicher Macht und Kraft. Der Ausgang des Weltkrieges ließ dieses Bauwerk, unser gewaltiges Erbe, bis in die Grundfesten erbeben. Aber im Besinnen auf unser inneres Deutschtum, auf deutsche Zähigkeit, Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe, in gerechterer Würdigung der Leistungen des alten Deutschland sowohl wie der Heldentaten unserer Generation im vierjährigen Kampfe gegen ungeheure Uebermacht spüren wir durch alle Nöte der Gegenwart hindurch das Kommen einer neuen besseren Zeit. Das Reich kann uns nicht mehr genommen werden, weil die große Mehrheit unseres Volkes die Irrlehren und Illusionen einer letzten Endes undeutschen, internationalen und pazifistischen Lehre überwunden hat. Die Not wurde uns wie in vergangenen Zeiten wieder eine harte Lehrmeisterin. Aber wir fühlen, daß sie uns neue Kräfte verleiht, und wir beginnen langsam unser gedemütigtes Haupt wieder zu erheben und schreiten festen Schrittes auf langem und schwierigem Pfade der Wiederaufrichtung unseres Staates und der Wiedererlangung der Freiheit entgegen. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß der „Hannoversche Kurier" durch alle Stürme dieser Zeit einer der Führer sein und bleiben wird, die unserem Volke auf diesem Wege voranleuchten!

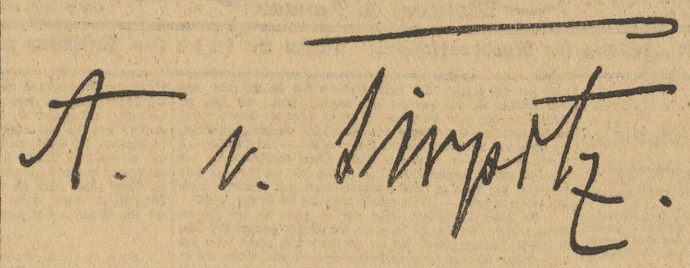
Frhr. v. Rheinbaben,
Staatssekretär z. D., M. d. R.

St.-Blasien, 1. Januar 1924.

Die Spanne Zeit, welche das Deutsche Kaiserreich umfaßt, war vielleicht zu kurz, um die Masse unseres Volkes zu durchdringen mit dem Gefühl der Verantwortung für die Erhaltung des eigenen Volkstums. So richtig und unserer Denkweise entsprechend es auch ist, die besonderen Stammeseigenschaften zu pflegen, so gilt der großen Fremde gegenüber das Wort des Großen Kurfürsten mehr als je: Gedenke, daß Du ein Deutscher bist.

Die Geschichte aller Völker wird dereinst unser Volk richten, ob es sich durchgerungen hat zu einer nationalen Denkungsweise, die den anderen Völkern schon im Blute liegt. Nur wenn ein Volk ein Höchstes leistet für sich selbst, wird es auch das Beste leisten für die Menschheit.

Es bleibt ein dauerndes Verdienst des „Hannoverschen Kuriers", neben der Pflege der edlen niedersächsischen Stammesart doch das Deutschtum und seine Gesamtkultur stets vorangestellt zu haben.



Berlin, 1. Januar 1924.

Eine Erhebung Deutschlands aus der furchtbaren Not der jetzigen Zeit ist nur möglich, wenn der Deutsche zwei Eigenschaften wiedergewinnt, die ihn früher auszeichneten: Sparsamkeit und Fleiß. Beide müssen für lange Zeit insbesondere auch die Leitsterne jeder öffentlichen und privaten Betätigung bleiben. Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit kann aber nur dann Allgemeingut des Volkes werden, wenn sie ihm durch die Presse immer wieder vor Augen geführt werden. Den Bestrebungen der Behörden, das öffentliche und private Leben zur Einfachheit zurückzuführen, muß der Erfolg versagt bleiben, wenn nicht die Presse sie darin unterstützt. Der „Hannoversche Kurier" gehört zu denjenigen führenden Blättern Deutschlands, die in diesem Sinne seit langem wirken. Möge er, der schon einmal den Aufstieg Deutschlands zur Größe erlebte, auch in Zukunft zu seinem Teil an dem Wiedererstarken des Vaterlandes tatkräftig mitarbeiten können.

Der Präsident des Rechnungshofes:
Saemisch,
Staatsminister a. D.

Berlin, 1. Januar 1924.

Mit besonderem Vergnügen widme ich dem „Hannoverschen Kurier" meine besten Wünsche für die Zukunft. Wann hätte die Notwendigkeit der Presse, d. h. der gut informierten, gut geleiteten, gut wirkenden Zeitung sich jemals mehr aufgedrängt als heute. Das sich überstürzende Drängen der politischen und wirtschaftlichen Probleme betäubt geradezu weite Volkskreise. Hier ist eine ehrliche, sachgemäße Orientierung an der Hand reicher Erfahrungen absolut Erfordernis. Wie sollte sie ohne Presse geschehen können? Und nicht nur das Eigeninteresse weiter Volksschichten erheischt sie. Kann eine Regierung, und wäre es die beste, der Presse entraten? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Nur durch verständnisvolle erläuternde und aufklärende Tätigkeit der Presse, ja auch durch ihre Kritik wird die Politik der Regierung, die Verbreitung, die Anerkennung, die Basis gewinnen, die für jeden Erfolg die Voraussetzung bildet. Solchergestalt zu wirken, ist für die Presse die schwierige Aufgabe, erwachsend aus den Schwierigkeiten der Zeit, in der wir leben, die zu überwinden uns gesetzt ist. Glück zu diesem gemeinsamen Wirken allen, die eines guten Willens sind!

Der Reichspostminister:
Höfle.

Willmannsdorf, Bez. Liegnitz, 21. Dezember 1923.

Dem „Hannoverschen Kurier" wünsche ich zu seinem 75jährigen Ehrentage von Herzen Glück.

Möge der „Hannoversche Kurier" sich auch fernerhin stets seiner hohen Bedeutung für das kulturelle, wirtschaftliche und politische Leben Norddeutschlands bewußt sein. Möge er auch in Zukunft stets mit aller Kraft und unermüdlicher Zähigkeit den Kampf führen gegen die erdrosselnden, drakonischen Bestimmungen von Versailles und die zum Himmel schreiende Vergewaltigung von Rhein und Ruhr durch Frankreich. Möge er über alle innerpolitischen Streitfragen hinaus auch stets zur Einigkei mahnen und zeigen, daß der Feind nicht unter uns, sondern draußen ist.

Mögen die hohen Ziele des „Hannoverschen Kuriers" bald erreicht werden, dann wird es wieder besser um uns und unser tiefgebeugtes Vaterland stehen.

Freiherr von Lersner,
Mitglied des Reichstages.

Rudolf von Bennigsen.

Von

Paul Wentzcke.

Für Deutschland beginnt die politische Laufbahn des größten Parteiführers den unser Liberalismus bislang sah mit der Begründung des Nationalvereins, der 1859 eine neue Epoche des parlamentarischen Lebens eröffnete. In Hannover trat Rudolf von Bennigsen bereits drei Jahre früher bedeutsam hervor, als sich der Sproß einer altadeligen, eingesessenen Familie entschlossen von der eigenen Kaste lossagte, um die niedergesunkene Fahne gegen die Willkürherrschaft König Georgs V. wieder aufzunehmen. Im heimatlichen Boden war und blieb die Quelle seiner Kraft, die nun hinausrückte nach dem größeren Deutschland, das schon die Göttinger Sieben und die Männer der Frankfurter Paulskirche in heißem Ringen erstrebten.

Da die alten Führer ferngehalten wurden, hob der unabhängige Gutsbesitzer den Kampf gegen das Ministerium Borries nun zum Ringen um ein neues Ideal empor: „Nur eine größere Zusammenfassung der militärischen und politischen Gewalt, verbunden mit einem deutschen Parlament, wird eine Befriedigung des politischen Geistes in Deutschland, eine reiche Entwicklung seiner inneren Kräfte und eine kräftige Vertretung und Verteidigung einer Interessen gegen äußere Mächte herbeiführen können." Fünfunddreißigjährig wurde der Führer der heimattreuen Opposition in der hannoverschen Kammer zum Vorsitzenden des Deutschen Nationalvereins, der sich „die Bildung einer nationalen Partei in Deutschland zum Zwecke der Einigung und freiheitlichen Entwicklung des großen gesamten Vaterlandes" zur Aufgabe setzte.

Auch diese Gruppe aber, deren Mitgliederzahl uns heute so lächerlich klein erscheint, konnte und wollte nur den Uebergang suchen zur Wiederaufnahme der alten Bestrebungen, die ein neues Deutsches Reich mit einer starken Zentralgewalt suchten und den preußischen Staat in den Mittelpunkt rückten. So wenig praktische Erfolge der Nationalverein auf diesem Wege aufzuweisen hatte, um so höher darf man ihn als eine Schule politischer Betätigung einschätzen, und Rudolf von Bennigsen war ihr Leiter! Der reinen „Politik" verband sich die Wirtschaft, deren Befreiung von den Fesseln überlebter Kleinstaaterei volkswirtschaftliche Kongresse nicht minder laut forderten. „Niemals floß der Strom einer nationalen und freiheitlichen Bewegung breiter." In der Persönlichkeit und im Wirken ihres niedersächsischen Führers sind ihre vielfachen Bestandteile am besten zusammenzufassen: „Die Verbindung des Realpolitischen, des Agitatorischen, das die Massen aufwühlte, und des Diplomatischen, das die Fühlung mit Preußen suchte. Kein Volksmann, sondern ein gewesener Hannoveraner, aber ein Politiker von äußeren und inneren Führerqualitäten, die selbst den von Geisteskraft und Willensenergie Stärkeren manchmal versagt sind, Fähigkeiten des Regierens, wie die Rasse sie hervorbringt und vererbt: in der Sicherheit des Auftretens und dem Maße der Formen, in der Zuverlässigkeit und der Selbstbeherrschung, in der Summe seines diplomatischen Könnens, vor allem in seinem Sinne für das Erreichbare, für die Realitäten der politischen Welt. Er war ein Politiker, der zusammenzuhalten und zu vermitteln verstand und daher jahrzehntelang der Bucer des deutschen Liberalismus werden konnte; dieser aber brauchte ihn, um das deutsche Erbübel des individualistischen Meinens zu überwinden. Ja, dieser Führer einer Kampfpartei schien mit seinem politischen Temperament manchmal allzu sehr über den Dingen zu stehen und auch die Motive der Gegner zu würdigen; jener objektive historische Zug, der ihn über die Routine erhebt, mochte ihrer Energie des Handelns zuweilen schwächen.

Mit diesen wenigen Sätzen umschreibt der Bennigsen-Biograph Hermann Oncken die Zwiespaltigkeit des politischen Wollens und Könnens, die nicht nur dem Führer, sondern der von ihm geschaffenen Partei selbst anhaftet.

Was die nationalliberale Fraktion zusammenführte und in ihren besten Zeiten verband, war der Glaube an das nationale Primat einer Außenpolitik, die das Kernland Mitteleuropas in konzentrischen Kreisen gleichsam das einem Hegemoniestaat Preußens zur Weltmacht emporhob. Als nach den Gründerjahren wirtschaftspolitische Ueberlegungen den Vorrang erkämpften, führte die Eigenbrödelei des Liberalismus zur Ausscheidung bester Kräfte und zuletzt zur Sezession. In tiefer Verbitterung legte er die Zügel nieder, die Johannes Miquel, der zweite der vier großen „Hannoveraner" (neben Windthorst und Planck), aufnehmen mußte.

Nichts aber lag diesem Aristokraten, der doch in der Fraktion neben sich und seinen Altersgenossen keinen Jüngeren aufkommen ließ, ferner als untätiges Beiseitestehen, sobald er wiederum die Möglichkeit zur Zusammenfassung der liberalen und nationalen Elemente sah. 1887 ward Rudolf von Bennigsen aufs neue der anerkannte Führer eines jüngeren Geschlechts, das ehrfurchtsvoll zu dem Kämpen der Reichsgründung aufsah. Im folgenden Jahre übergab ihm Wilhelm II. das Oberpräsidium seiner Heimatprovinz, als deren Landesdirektor er bisher schon volle zwei Jahrzehnte hindurch segensreich gewirkt hatte. Die alten Ideale zum Siege zu führen, das Reich zu schützen und zu mehren durch immer neuen Zuzug liberaler Kräfte, blieb auch in diesen Alterstagen sein heißes Bemühen. Bedenklich sah er die Zerrüttung und den Niedergang des deutschen Parlamentarismus im Egoismus der Fraktionen und Wirtschaftsverbänden. „Es ist notwendig," so mahnte seine mächtige Stimme (1892), „daß sich jetzt bekämpfende liberale Gruppen und Männer einander wieder näher treten aus Gründen gemeinsamer Kämpfe, welche nicht auf materiellem Boden liegen, sondern auf anderen Gebieten, wo es sich um ideale Güter, nicht um materielle Interessen handelt. Das liberale Bürgertum in Stadt und Land, die liberalen Anschauungen haben einen Anspruch auf größere Geltung, als sie zurzeit besitzen." Zugleich aber warnte er nicht minder scharf vor gefährlichen Versuchen, die schwer errungenen konstitutionellen Formen leichtfertig zu zerbrechen, „denn in Europa sind absolute, diktatorische Regimente nicht von Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit."

In dieser Gesinnung, in diesem Wollen und Wirken bleibt Rudolf von Bennigsens Gedächtnis auch uns noch frisch und lebendig. Was er dem Vaterlande war, wie er die nationalliberale Partei schuf und stets und vor allem doch ein reichsdeutscher Edelmann blieb, berührt dankbar die Geschichte der Reichsgründung und der ersten glücklichen Jahrzehnte des neuen Reichs.

Für Jahrzehnte sollen wir nach dem Willen der Entente und besonders Frankreichs nur zur Abbürdung der uns auferlegten Kriegslasten arbeiten. Am schwersten wird durch das Versailler Diktat der Ungerechtigkeit unsere Volksernährung betroffen. Die in den Jahren 1920/21 erfolgte Zwangsablieferung eines erheblichen Teiles unseres Viehbestandes, der auch Träger der kümmerlichen Reste unserer Milch-, Fleisch- und Fettreserve war, hat schlimme Folgen in der Volksgesundheit gezeitigt.

Der Trieb zur Selbsterhaltung als Volk und Staat sei unsere Richtschnur. Lernen wir aus unserer Geschichte: Unser Land hat den Dreißigjährigen, hat den Siebenjährigen Krieg, hat Jena und Auerstädt überdauert. Immer wieder rangen wir uns durch die unzerstörbaren Kräfte unseres Volkstums empor.

Haben wir den Willen zum Leben, ordnen wir uns der Staatsnotwendigkeit unter, und eine bessere Zukunft wird unser sein.

Oekonomierat Dr. h. c. Franz Schiftan,
Mitglied des preußischen Landtages.

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ BIBLIOTHEK
NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Signatur: C 5777, [7] - -
IN COPYRIGHT